

Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 71.

Freitag, 23. März

1928.

(18. Fortsetzung.)

Der Reiter und die Frau.

Von Walter von Nummel.

(Nachdruck verboten.)

Ried fühlte plötzlich Frau von Héricourts Hand auf seiner Schulter. Er blickte um. Sie hatte den Hut abgenommen und an einem Bande über den Arm gehängt. Ihr Haar hatte sich gänzlich gelöst und floß ihr lang und schwer wie eine goldene Welle bis zu den Hüften hinab. Ihr Gesicht war vom Tanze erblüht.

„Ich möchte ein wenig verrasten und verschmausen“, schlug sie vor. „Aber hier kommt man zu keiner Ruhe. Wollen wir ein wenig beiseite gehen?“

„Gerne“, antwortete er, nahm unauffällig ihren Arm und schritt plaudernd mit ihr tiefer in den Wald. Die Gesellschaft wird uns nicht viel vermissen. Sie sind so mitten in der Luft darin, daß eines mit dem anderen genug zu tun hat.“

In tiefen, zufriedenen Atemzügen sog Frau von Héricourt die würzige Abendluft ein und fächelte sich mit ihrem großen Hüte Kühlung zu. Die Sonne war im Sinken, aber es war noch hell im Walde. Überall ein Werden und Erstehen, ein Aufwärtstreben zum Licht. Selbst dort, wo das welke, nun rotgoldene erlöschende Herbstlaub in Schichten lag, wurde es von so manchem Blumenkopf, manchem Grashalm, der freien Weg sich suchte, trohig und unentwegt beiseite geschoben. Da und dort, an dem und jenem Busch und Strauch waren die Blätter schon ihrem stillen Knoipengefängnis entsprungen und lachten hell in die Freiheit hinein. Die Mücken tanzten in den breiten Lichtströmen, die von Westen daherrauschten, in den Bäumen riefen die Vögel.

Schweigend und die Schönheit in sich trinkend, gingen sie dahin, des Weges kaum achtend. Höher stieg er empor. Langsam entrollte sich vor ihrem Auge mehr und mehr der Blick über den nach Neuenstadt laufenden Westarm des Sees, der sich in einer Glut matten Silbers badete. Der Festlarm war verklungen und mit einem Mal standen sie neben dem Pavillon unter den alten Eichen. Hier war es so still, wie es stiller nicht in der grauen Urzeit, wo sie den Heidentöttern geopfert hatten, gewesen sein konnte. Sie setzten sich auf eine Bank, die neben dem Pavillon stand.

„Das ist zu meiner Rückkehr ein schöner und guter Tag gewesen“, begann Ried. „Besser als ich ihn mir erhoffen durfte.“

„Ihr wißt nicht, wie ich mich freue, wenn Ihr so sprecht.“

„Unser Leben ist so kurz. Die meisten seiner Tage aber verrinnen im Gleichakt des grauen Alltags. Einer wie der andere, ohne viel Freude und Schönheit. Da ist man doppelt froh, wenn ein schöner Ausnahmetag sich eingestellt hat.“

„Ich sehe eine lange Reihe und Kette solch schöner Tage schon wartend vor den Toren stehen. Wir brauchen nur einen guten Willen zu haben und nichts weiter zu tun, als ihnen die Türe aufmachen.“

„Das wollen wir. Wir werden beide den gleichen Lohn haben.“

Sie saßen vor sich hin und ließen die Vögel sprechen. Aber deren Rede wurde immer kürzer und erstarb in einem schlaftrunkenen Gutenachtgruß. Wie eine flüssige Feuermasse glühte das Abendrot durch das tief-

schwarze Gezweige der Fichten am Abhang. Kühler kam der Wind von Osten her.

Ried bemerkte, daß Frau von Héricourt leise fröstelte. Er stand auf. „Sonnenuntergang“, sagte er, „da kühlt die Erde für eine halbe Stunde aus. Wir wollen gehen, damit Ihr keinen Schaden nehmt.“

Sie erhob sich nur zögernd. „Ich wäre gerne noch länger geblieben. Ihr habt aber wohl recht.“ Sie holte ihren Hut von der Bank weg, drückte ihn in ihr Haar und nahm seinen Arm. Er wählte den Abstieg nach Norden und ging mit ihr bis zur Nordwestspitze der Insel vor. Opalfarben erglänzte der See. Ein leises Glimmern und Leuchten von rosigen und goldenen Tönen lag noch darauf, ein letztes Wogen und Drängen des Lichtes und der Farben. Schon stiegen Nebelschleier in der Ferne auf, verhüllten die tiefblauen Berge und spannen die Landhäuser ein, die um die Brust der aus der Seetiefe tauchenden Erde sich wie ein Schmutz mattgelber Perlen legten. Der Tag ging schlafen, mit unhörbarem Schritt kam die Nacht gegangen.

Ried fühlte, wie der Arm der Frau leise in seinem erzitterte. Sie froz. „Kommt“, sagte er, „wir wollen zum Hause zurück.“ Er zog sie fort und ging durch den Wald mit ihr weiter. Hier, wo der Hügel nach Westen sich vorlegte, war es schon fast Nacht. Vorsichtig hief es die großen Wurzeln, die sich wie schwarze Waldschlangen über den Weg ringelten, vermeiden. Fester, um sie besser halten zu können, faßte er ihren Arm, senkte den Kopf und schob ihn neben den ihren unter den breiten Hut. „Ein Dach, das uns vor der Nacht beschirmt!“ Enger schmiegen sich ihre Körper in der grauen Dämmerung aneinander.

Im Schaffnerhause fanden sie die anderen bereits vollzählig vor, alle weiterhin harmlos vergnügt und in derselben guten Stimmung, in der sie sich von ihnen getrennt hatten. Selbst beim Abendessen ruhte die Zither nicht, und der Knecht tischte lustige Liebeslein, so viel man wollte, auf. Nach der Mahlzeit aber stob alles auseinander. Engel und der Knecht hatten in Haus und Stall noch manches zu besorgen. Therese war Frau Engel behilflich, die Kinder zu Bette zu bringen. Frau von Héricourt, Ried und Gertrud aber folgten einer Aufforderung Kirchbergs, mit ihm vor das Haus zu kommen.

„Da schaut nur selbst“, rief er und deutete über Wiese und See nach Osten. Ein großer, ganz roter Mond stand feierlich am Rande des Horizontes und warf sein erstes, noch mattes Licht auf den See, dessen leis gekräuselte Fläche von tausend Rubinen erfunfelte.

Während sie in den Anblick versanken, ging Kirchberg ins Haus zurück. Er kam mit seinem und Rieds Mantel wieder. „Für unsere Damen“, sagte er, „falls es kühl werden sollte.“ Aber sie fanden alle, daß es windstill, wie es geworden, jetzt wärmer als in den letzten Nachmittagsstunden sei. Kirchbergs Vorschlag, die Insel bei Mondschein zu durchwandern, wurde mit Beifall aufgenommen.

Frohgelaut zogen die zwei Paare aus. Aber die taufeuchten Wiesen ging es zuerst, dann in den Wald

hinein, den Hügel hinauf und hinunter, nun zum Strande und jetzt wieder kreuz und quer in die Insel zurück, ohne Weg und Steg, gerade wie es sich gab und ihnen gefiel. Sie wurden nicht müde und konnten sich an dem jetzt weißen und silbernen Licht des Mondes, an den einzigen Bildern, die es schuf, nicht satt sehen. So manches, was am Tag nicht eines Blickes gewürdigt worden war, wurde wie etwas Seltenes bestaunt. Was im grellen Sonnenschein nüchtern und alltäglich erschien, hatte ein abenteuerliches, seltsames und bedeutendes Gesicht gewonnen.

Manchmal trennten sich die Paare, verständigten sich durch kurzen Zuruf wieder, stießen von neuem in Busch oder Wald zusammen. Bei einer solchen Einzelunternehmung standen Ried und Frau von Héricourt plötzlich vor dem Kaninchenberg und an den Booten. „Laßt uns hinüber!“ bat sie und bestieg ein Boot. Er schob es vom Lande ab und fuhr zu dem Inselchen hinüber.

Als erste kam sie auf den Hügel. Ein Ruf des Entzückens. Dann sah sie still um sich. Sie waren in einem Märchenlande angekommen. Silberner See, silbernes Land. In ein einziges Silbergeflimmer aufgelöst die Welt. Ruhe in aller Runde. Kein Hauch auf dem Wasser, kein Hauch auf der Erde. Zu Silber erstarrt Schilf und Binse, das Laub der Eibe, der Grashalm des Bodens. Keusch und verschwiegen war dies Land, als ob es erst heute nacht aus dem Grunde des Sees zum Lichte emporgestiegen wäre.

Ein Rufen in der Ferne. Kirchbergs und Gertruds Stimmen. Bevor Ried antworten konnte, hatte sie ihm ein Zeichen gemacht, zu schweigen. „Laßt die Weiden. Sie brauchen uns nicht. Ich möchte noch hier bleiben.“

Er nickte, breitete seinen Mantel über das Gras, setzte sich und zog sie zu sich herab. Von einem Seearm irrte ihr Auge zum anderen, von den Höhen des Juras zu den Bergen des Sidens, von der zitternden Welle zu ihren Füßen hinüber zu Hügel und Wald. Und dann hinauf wieder zu den Wundern der Sterne. Hier blieben sie haften. Sie fand kein Wort, nur ihre Hand legte sich leise auf Rieds Haupt, und dieses Haupt lag ihr im Schoß. Langsam stieg der Mond höher und höher. Das war das Einzige, was in allen Weiten sich rührte.

Endlich erhoben sie sich. Sie fuhren zurück. Als sie wieder in Busch und Baum waren, als selbst der Herr dieser Nacht, der allsehende Mond, das dichte Gebälk einiger ausgeschlagener Büsche nicht mehr zu durchdringen vermochte, warf Marie Rose mit einem Mal die Arme um seinen Hals. „Du Lieber, Guter.“ Sie suchte seinen Mund und hatte nun auch wieder den Namen gefunden, den sie so lange nicht ausgesprochen. „Albrecht“ hieß sie ihn wieder wie damals im Garten des Vaterhauses.

Traumwandler, finden sie das Haus, finden Stiege und Gang. Keine Bitte und Frage. Eine Traumwandlerin geht sie voran. Dunkel im Zimmer — draußen das Licht. In den hellen Nachthimmel wachsen schwarze Riesen empor, die Pappeln, die nimmermüden Wächter beim Hause. Ein Windhauch rief ihre warnende Stimme wahr. Aber es braucht heute kein Warnen. In Gottes Frieden ruht Sankt Petri-Eiland, in Gottes Frieden stehen auch sie.

Das Auge in Fernen, die nicht mehr sichtbar sind, schaut die Frau sich um in dem fremden Raum, weiß kaum, wo sie ist, breitet die Arme so weit sie kann.

Ein Jubelruf dringt an ihr Ohr. Kam der aus der Ewigkeit? Sie hörte ihn nur halb. Zu stark ist der Nachtduft der weißen Blüten im Baum vor dem offenen Fenster.

Nun schließt sie die Arme, den Freund und Geliebten umhüllend, umfaßt das All, umschlingt eines fiebernden Atemzuges Leben und Tod. Traumtrunken sinkt Marie Rose in die Kissen.

Immer reicher, immer schwerer und üppiger streute der Frühling seine Gaben auf die Insel. Die Binsen legten einen dicht gesponnenen dunkelgrünen Kranz um die Ufer; hell hob sich davon das junge Laub der Buchen ab, Meere von Blumen wogten in den Wiesen, im dichten Blütenschnee versank das Gezweig der Obstbäume.

Die Liebenden tranken tief und durstig aus den neuen Quellen des Lebens, die sich ihnen aufgetan. Welt und Erde sahen sie in einem einzigen, sonnigen Lichte. Was schwer geschienen, war leicht geworden, was dunkel gewesen, strahlte nun.

Sie waren gut gegeneinander, sie waren gut gegen alle übrigen. Sie hätten gar nicht anders sein können. Wenn sie die Menschen anschauten, glaubten sie, allen müsse es so zumute sein wie ihnen, Gertrud und Kirchberg, die lachend zu zweien die Insel durchliefen, den einsamen Liebespaaren, die nun, wo der Frühling seine unbestrittene Herrschaft angetreten, von da und dorthier kommend, in leichtem Rahn landeten, am Strande, in den Büschen, im Walde sich ergingen. Bunte Bänder wehten durchs Grün, weiße Gewänder, seidene Schleifen leuchteten unter den Fichten auf, Gesang und Lautengeklimper, helles Mädchenlachen klang in das Branden und Plätschern der Uferwelle.

Es war Marie Rose, als müsse es nicht nur hier, als müsse es allenthalben gerade so sein. Die Welt war gut, die Erde schön und alle Menschen glücklich. — Freudig begrüßte sie jeden Morgen, der sie aus tiefem, wohlthätigem Schlafe weckte. Sie war, lebte und wurde sich dessen lachend bewußt.

Hell und freudig, wie ihnen der Tag begonnen, lief er weiter, versank in einer Nacht voll stillen Jubels. Gleich einem klaren, sprudelnden Bach, leicht und kaum den Boden berührend, rann ihr Leben über glatten, goldenen Kieselstein dahin. Alle Herrlichkeit der Erde aber spiegelte sich darin. Sie lauschten dem Winde, der nicht aufhören wollte, sein Lied der Sehnsucht auf der bebenden Harfe des Schilfes zu singen, lauschten den hundert Vögeln, die ihren Sang in dies Lied hineinschmetterten. Heute und morgen und alle die kommenden Tage flossen in eine Einheit zusammen, die ewig war wie das Paradies.

Ewig? . . . Über Marie Rose kam plötzlich die Erkenntnis, daß ja auch das Paradies den ersten Menschen verloren gegangen. Durch den Sündenfall. Sie hatten aber das ihre erst durch einen Sündenfall sich erschlichen. Wie sollte, wie konnte so etwas Bestand haben? —

(Fortsetzung folgt.)

Die Frau ohne Vorurteile.

Von H. P. Tschekow.

Maxim Kusmitsch Solutow ist groß, breitschultrig, man kann ihn fast einen Athleten nennen, denn seine Kraft ist ungewöhnlich groß: er kann eine Silbermünze biegen, junge Bäumchen mit der Wurzel aus der Erde reißen und mit den Fingern die schwersten Gegenstände heben. Er ist tapfer und mutig; wenn er zornig ist, zittern und erblaffen seine Untergebenen. Sein Ton ist betäubend, kurz, ein Kraftmenschen.

Und dieser Kraftmensch sah einer zerdrückten Ratte ähnlich, als er Elena Gawrilowna seine Liebe gestand! Er wurde bald blaß, bald rot, und zitterte am ganzen Körper, als er die Worte: „Ich liebe Sie!“ aussprechen sollte.

Es war am Eislaufplatz. Sie schwebte leicht dahin, und er folgte ihr zitternd, unzusammenhängende Worte stammelnd. Er sah leidend aus. . . . Die flinken, kräftigen Beine versagten fast ihren Dienst. . . . Denken Sie, daß er einen Korb befürchtete? Nein, Elena Gawrilowna liebte ihn und erwartete seine Liebeserklärung. Sie, das hübsche, brünette, schide Mädchen, wartete ungeduldig darauf. Zwar war er schon dreißig Jahre alt und nicht reich, dafür aber hübsch, flink, geistreich! Er tanzte großartig, war ein ausgezeichnete Schütze — niemand konnte ihm im Reiten gleichkommen. Einen solchen Mann mußte man lieben!

Und Maxim war von ihrer Liebe überzeugt, aber ein Gedanke gab ihm keine Ruhe. Dieser Gedanke verfolgte ihn und raubte ihm den Appetit und den Schlaf. Er veragelte sein Leben. Sogar im Momente, als er das Liebesgeständnis stammelte, pochte der Gedanke wie ein Hammer in seinem Gehirn.

„Werden Sie meine Frau!“ sagte er zu Elena Gawrilowna. „Ich liebe Sie! Wahnsinnig, leidenschaftlich!“ Dabei dachte er aber: „Steht mir das Recht zu, ihr Gemahl zu werden? Nein! Wenn sie meine Abstammung und meine Vergangenheit kennen würde, würde sie mich verspotten! Sie, die Reiche, Vornehme, Gebildete!“

Als sie ihm zum erstenmal um den Hals fiel und ihn ihrer Liebe versicherte, war er nicht glücklich. Der Gedanke hatte alle vergiftet. Zu Hause angekommen, biß er sich fortwährend die Lippen und dachte: „Ich bin ein Schuft! Wenn ich ein anständiger Mensch wäre, würde ich ihr alles erzählen! Ich hätte ihr, bevor ich ihre meine Liebe gestand, mein Geheimnis verraten sollen! Aber ich habe es nicht getan, demnach bin ich ein Schuft!“

Elena Sawrilownas Eltern waren mit der Partie einverstanden. Der Kraftmensch gefiel ihnen: er war zukommend und hatte als gut gestellter Beamter eine glänzende Zukunft vor sich. Elena war im Himmel. Nur der arme Bräutigam litt unsäglich unter seinem unglücklichen Geheimnis. Ein Kollege, der seine Vergangenheit kannte, verfolgte ihn mit Drohungen, und er mußte ihm fast sein ganzes Gehalt abgeben. Der arme Rusmitch machte zusehends ab und wurde immer blässer. „Vor der Hochzeit muß ich ihr alles gestehen, möge sie dann entscheiden, wie sie will“, dachte er, unterließ es aber, denn der Gedanke, daß er dadurch die geliebte Frau verlieren könnte, macht ihn wandelmütig.

Endlich kam der Hochzeitstag; alle gratulierten und waren glücklich, nur der Neuvermählte war niedergeschlagen und verstimmt. „Ich werde mich zwingen und muß gestehen!“, dachte er. „Zwar sind wir schon verheiratet, aber es ist noch nicht zu spät! Wir können uns noch immer scheiden lassen.“

Als die ersuchte Stunde kam und das junge Paar allein geblieben war, saßen beide in Stille. Blau und zitternd näherte sich Maxim seiner jungen Frau, ergriß ihre Hand und sagte schüchtern: „Bevor wir uns ganz angehören — muß — muß ich dir gestehen . . .“

„Was ist mit dir, Max? Du bist ja ganz blaß. Du warst auch in den letzten Tagen so schweigsam, so traurig. Fehlt dir was?“

„Ich muß dir alles erzählen, Lenchen. Sehen wir uns. Es wird dich betrüben, dein Glück vergiften. Aber ich kann nicht anders! Die Pflicht geht vor allem. Ich will dir meine Vergangenheit schildern.“

Elena machte große Augen und schmunzelte: „Gut, erzähle — aber rasch, bitte — und sattere nicht so.“

„Ich bin in Tam — Tambow — geboren — meine Eltern waren nicht vor — vornehm und sehr arm. Du wirst erschrecken, wenn du erfährst — daß ich als kleiner Junge — Apfel verkauft habe — ja, Apfel!“

„Du?“

„Du erschrickst? Aber, meine Liebe, das ist noch nicht alles. O, ich Unglücklicher! Du wirst mich verfluchen, wenn du erfährst, wer ich bin.“

„Was? Was denn?“ fragte Elena zitternd.

„Mit fünfzehn Jahren war ich — entschuldige mir! — iage mich nicht fort! Ich war — Clown in einem Zirkus!“

„Du! ein Clown?“

Maxim bedeckte in Erwartung einer Ohrfeige das Gesicht mit beiden Händen. Er war einer Ohnmacht nahe.

„Du? ein Clown?“ Elena sprang von ihrem Sitze auf und begann im Zimmer auf- und abzugehen. „Was ist denn das? Ha—ha—ha! Du warst ein Clown? Maxim! Liebst du — zeige mir! Beweise, daß du ein Clown warst! Ha—ha—ha! Allerliebster!“ Sie eilte auf Solutow zu und umschlang seinen Hals. „Mache mir etwas vor! Liebst du! Täubchen!“

„Du machst dich lustig über mich! Du verachte mich?“

„Ich bitte dich, mache mir etwas vor! Kannst du auch auf einem Seil tanzen?“

Und das Gesicht ihres Mannes mit Küßen bedeckend, schmiegte sie sich an ihn, schmeichelte ihm. Sie schien gar nicht böse oder ungehalten zu sein. Maxim, glücklich und verlegen, gab ihrer Bitte nach. Sie dem Bette nähernd, zählte er, eins, zwei, drei — und stellte sich auf die Hände, die Beine nach oben, die Stirn an den Bettrand gelehnt.

„Bravo, Maxim! Ha—ha! Liebst du! Mehr, mehr!“

Max begann auf den Händen auf und ab zu gehen.

Nächsten Morgen waren Elenas Eltern sehr erstaunt. „Wer klopft denn oben?“ fragten sie sich. „Die Kinder schlafen noch! Gewiß macht die Dienerschaft den Lärm. Treiben sich herum, die Unverschämten!“

Der Papa ging hinauf, sah aber keine Dienerschaft. Zu seinem nicht geringen Erstaunen kam der Lärm aus dem Schlafzimmer der Neuvermählten. Er näherte sich der Tür, zuckte die Achsel und machte sie leise auf. Einen Blick in das Zimmer werfend, blieb er vor Überraschung sprachlos stehen. In der Mitte des Zimmers machte Maxim Rusmitch die gewagtesten, halsbrecherischsten Clownkunststücke; Elena stand neben ihm und applaudierte. Die Gesichter der jungen Leute strahlten vor Glück.

(Aus dem Russischen übersetzt von S. Silbermann.)

Das Märchen vom Erfolge.

(Eine Andersen-Anekdote.)

Als im Jahre 1857 der dänische Dichter Hans Christian Andersen einer lebenswürdigen Einladung von Charles Dickens folgte und unbeschreiblich schöne Wochen in Gad's Bill bei London verlebte, kam an einem schönen Sommerabend auch einmal das Gespräch auf das Schreiben von Märchen, und Dickens meinte, er habe sich auch hin und wieder auf diesem Gebiete versucht, aber es läge ihm sicher nicht so wie es Andersen läge; und er beneide ihn um dies Talent. Er fügte sogar hinzu: „Glücklich ist der Mann, der Märchen schreiben kann!“

Da lächelte Andersen das seltsame Lächeln, das ihm eigen war, das unendlich viel Gutmütigkeit und doch eine leise Bitterkeit zu haben schien, und sagte: „Glücklich? Als ich vor 22 Jahren mein erstes Best „Märchen“ herausgab, sagte mir die Kopenhagener Kritik, ich solle doch meine Zeit nicht mit solchem kindischen Treiben vergeuden. Und da ich unmittelbar vorher mit meinem „Improvisator“, für den ich allerdings keine Verleger finden konnte, auf das Risiko einer Subskription hin wirklich einen Erfolg hatte, erklärte man mir: erstens hätte ich für das Märchen nicht die Spur eines Talentes und zweitens pasten Märchen absolut nicht in unsere Zeit. Glauben Sie, verehrter Freund, daß das glücklich macht?“

„Nun ja, die Kritik! Aber der Erfolg ist ja doch gekommen!“ Andersen lächelte noch ein wenig bitterer: „Der Erfolg? Ja, wenn Sie es Erfolg nennen, wenn man Jahr um Jahr die Märchenbeete, die in einem wachsen, umgeben muß, um Gemüse auf ihnen zu pflanzen, das auf den Märkten verlangt wird! Lieber Freund, es hat Jahrzehnte gedauert, ehe ich es nach meinem Märchenmiserfolg wieder wagte, die Märchen in mir wachsen zu lassen, wie sie wollten, und gar sie drucken zu lassen.“

Da fuhr Dickens dem Zweiundfünzigjährigen liebevoll über die Hand, die neben dem Weinglas ruhte und sagte: „Sie haben immer noch Zeit genug sich Ihrer Märchenfolge zu erfreuen. Und wissen Sie nicht, daß jeder Erfolg ein Märchen ist? Ich will von mir nicht sprechen, aber denken Sie doch nur an unsere Brüder in Apoll! Wie ging denn unserem großen Daniel Defoe mit seinem Robinson Crusoe. Lassen Sie sich einmal von irgend einem Wissenden erzählen, wie er von Stadt zu Stadt gezogen und überall die Buchhändler aufgesucht und nirgends einen Verleger fand. Und jetzt? Das Buch hat sich schon die halbe Welt erobert und wird sich die ganze erobern! Ist das nicht lustig wie im Märchen? Ein armer Teufel zieht aus, sich ein Königreich zu gewinnen, erlebt Ungemach über Ungemach, plötzlich scheint aus irgend einem Winkel die Sonne und eine Straße zeigt sich, die direkt auf ein Königsschloß führt? Und der arme Teufel führt die Braut heim und wird der König, vor dem alles Volk in die Knie sinkt.“

Dickens beugte sich vor und flüsterte fast: „Und ist das andere nicht auch ein Märchen, wenn einer so klug ist wie unser großer Ahnherr Cervantes war. Als der seinen unsterblichen Don Quixote geschrieben, kümmerte sich keine Rake um das Werk, die Bände lagen wie Blei in den Repositorien der Buchhändler, da setzte Cervantes sich hin und schrieb eine überaus boshafte, man kann sagen vernichtende Kritik über sein Werk. Nun war's, als sei ein trodener Bissen mit einer pikanten Sauce übergossen worden und die Gaumen der Spanier fühlten sich angenehm gekitzelt. In Spanien allein soll der Don Quixote 400mal neu aufgelegt worden sein, von all den Übersetzungen nicht zu reden. Ist das nicht wie der kluge Junge des Märchens, der selbst den Teufel überlistet? Also, lieber Freund, entweder so schlau sein wie Cervantes oder das Glück zum Gevatter haben: in beiden Fällen albi's märchenhafte Erfolge!“

Andersen nickte wehmütig. Dann sagte er: „Oder eben man muß sich daran acnügen lassen, vom Märchen des Erfolges zu träumen!“

Bo.

○○○ Scherz und Spott ○○○

Oh diese Fremdwörter! „Ich vermute, daß Frau Müller für Sie Anathema ist“, sagt der Rechtsanwalt in einem Kreuzverhör vor Gericht, bei dem er eine Zeugin in die Enge treiben will. — „Da täuschen Sie sich aber gewaltig“, erwidert diese. „Ich nenne nur meine Freundinnen beim Vornamen.“

Überflüssig. Haben Sie eine Kamelhaarbürste?“ fragt der Fremde beim Dorfschaffmann. — „Nein, mein Herr, die führen wir nicht“, erwidert dieser. „Es wäre auch ganz überflüssig, denn bei uns hält niemand Kamels.“

* „Ins Leben hinaus“. Ein Maidenroman von Charlotte Kuhl-v. Kalkstein. (Verlag von Schmidt & Thelow, Gotha.) Maiden heißen die Schülerinnen aller wirtschaftlichen Frauenschulen. Sie fühlen sich untereinander und zwar nicht nur während des Schulbesuchs, sondern auch später, gleichviel ob zuhause wirkend oder draußen im Beruf stehend, durch ein unsichtbares geistiges Band verbunden und bilden so eine immer größer werdende, über ganz Deutschland zerstreute Gemeinde, die in dem „Maidenbund“ eine zwanglose Korporation besitzt. Zwei solcher Maiden sind die Heldinnen dieses Romans. Von den Examenen in der Frauenschule beginnend, entrollt sich das Schicksal zweier junger Mädchen, die, von echtem Maidengeist befeuert, auch draußen im Leben in treuer Freundschaft verbunden bleiben, und sich durch Arbeit und Unverdorbenheit überall durchsetzen, bis sie ein glückliches Geschick den geliebten Lebenskameraden finden läßt.

* Richmond B. Barrett: „Die Tore der Feinde“. Aus dem Amerikanischen übertragen von Franz Fein. (Th. Knaur Nachf., Verlag, Berlin W. 50.) Ein unpathetisches Buch. Tendenzlos und distanziert behandelt es das Problem der Rasse. Die Familie Morgenthau, New Yorker jüdische Aristokratie, seit Generationen gesichert in Stellung und Reichtum, tritt aus ihrer traditionellen Abgeschlossenheit heraus und muß an der anderen härteren und stärkeren Welt zugrunde gehen. Dieses interessante Thema variiert Barrett mit größter Behutsamkeit und klugem Einfühlungsvermögen an den problematischen Charakteren und den klaren, unbeschwerten Naturen der Gegenspieler.

* Albert Heim: „Amerika“, das Paradies der Gegenwart. (Verlag Strecker & Schröder, Stuttgart.) Der Verfasser, der erst vor kurzem aus dem Süden der Neuen Welt zurückkehrte, gibt über die Verhältnisse, wie sie der Auswanderer besonders in den südamerikanischen Ländern vorfindet, Auskunft in einem Stil und in einer Form, die vom üblichen abweicht. Er schildert das amerikanische Fühlen, Denken und Streben, des Amerikaners Ringen nach Wohlstand und Macht auf eine kernige, markante und zugleich zu Herzen gehende Art. Die Lehren, die der Verfasser aus harter Erfahrung heraus gibt, sprechen zu Kopf und Herz des gebildeten wie des einfachsten Mannes.

* Dr. Otto Heinichen: „Die Grundgedanken der Freimaurerei im Lichte der Philosophie“. Eine Auseinandersetzung mit den beiderseitigen Hauptproblemen. (Verlag von Alfred Anger, Berlin E. 2.) Freimaurerei strebt nichts Geringeres an als vertieftes Gedankenleben im Hinblick auf Göttliches und dessen Verknüpfung mit dem Leben. Eine Vertiefung des religiösen Sinnes ist also ihr Ziel. Freimaurerei kann nicht durch eine Einweisung erteilt, sondern sie muß erarbeitet werden. Die Einweisung ist nur ein Eingangstor. Freimaurerei will niemals eine Macht sein, die auf das öffentliche Leben direkten Einfluss erstrebt. Seine Humanisierung will sie erzielen, indem sie indirekt Einfluss nimmt auf den einzelnen, der durch sein Beispiel erzehlich auf seinen Bereich, auf seine Familie und seine sonstigen Lebenskreise zu wirken hat. Den höchsten Platz räumt sie der Liebe ein, die neben der Gerechtigkeit die oberste Tugend der Humanität ist. Das drückt sie in ihrer Symbolsprache aus, über die sich Dr. Otto Heinichen klar und überzeugend in dem vorliegenden Bande ausläßt. Er greift über auf die Lebenswerte, mit denen hervorragende Philosophen außerhalb des Buches unser geistiges Gegenwartsleben befruchten. Kant, Locke und Driesch mit ihren Freiheitslehren werden betrachtet. Das Werk handelt weiterhin von dem, was den bewußt lebenden Menschen ausmacht: Selbsterkenntnis, Menschenwürde, Mitleid und Mitfreude. Es spricht von Seele und Unsterblichkeit, von Gottesglauben, und mit einem machtvollen Kapitel „Wille und Tat“ schließt das durchweg in Goetheschem Sinne gehaltene Buch.

* „Leben und Tod“. Von Prof. Dr. A. W. Nemilow. Mit einer Einleitung von Prof. Dr. Julius Scharf. Mit einem Bildnis und zahlreichen Abbildungen. (Weizsäcker, Bessel & Beder Verlag.) A. W. Nemilow, Professor an der Staatsuniversität in Leningrad, behandelt in diesem Buche in klarer, gemeinverständlicher Weise das große Problem des Todes, und zwar vom Standpunkte des Biologen. Muß der Mensch unbedingt sterben? Läßt sich der Tod nicht auf irgendeine Weise vermeiden? Ist es möglich,

gegen die Natur zu rebellieren? Diese Fragen und andere untersucht Nemilow eingehend und kommt dabei zu merkwürdigen Ergebnissen. Die temperamentvollen Ausführungen des russischen Forschers werden ergänzt durch eine gehaltvolle, sehr sachliche Einleitung des deutschen Biologen J. Scharf.

* „Kraftfahrtechnische Fortbildungskurse für Richter, Staatsanwälte, höhere Verwaltungs- und Polizeibeamte und Rechtsanwälte. Herausgegeben von Prof. Dipl.-Ing. Otto Wawrzyniof, ordentlicher Professor an der Techn. Hochschule Dresden, Direktor des Instituts für Kraftfahrwesen. 5. Sammelband (Sonderausgabe) der Mitteilungen des Instituts für Kraftfahrwesen an der Techn. Hochschule, Dresden. Bericht über die Vorträge des im Rahmen des Inneninstituts vom 30. Mai bis 4. Juni 1924 veranstalteten kraftfahrtechnischen Fortbildungskurses. Mit 157 Abbildungen und Tabellen. (Verlag von Knaus & Co., G. m. b. H., Berlin W. 9.) Zum erstenmale wird dem Juristen ein systematischer Überblick über das ganze Gebiet des Kraftfahrwesens gegeben. Professor Wawrzyniof, Direktor des Instituts für Kraftfahrwesen, schildert anschaulich den Bau und den Betrieb des Kraftfahrzeuges und gibt anregende Ausführungen über Materialeigenschaften, über Reparaturgarantie, über Bremsweg und Fehlerquellen bei der Beurteilung von Unfallsachen. Seine Ausführungen werden ergänzt durch Vorträge des Betriebsdirektors Dr.-Ing. Jacoby und anderer Angehöriger des Instituts, hinsichtlich der Ausrüstung und Beschaffenheit der Fahrzeuge. Die Beziehung zwischen Kraftfahrzeug und Fahrbahn und den Verkehr auf der Landstraße erörtern Prof. Wawrzyniof, Ministerialrat Dr. Sved und Prof. Geißler, Dresden, über den Verkehr in der Stadt spricht Prof. Dr. Giese, Charlottenburg. Vervollständigt wird das Bild des Kraftverkehrs durch den Vortrag über die Psychotechnik des Kraftfahrers von Prof. Dr. Moede, Charlottenburg. Der juristische Teil des Kraftverkehrs wurde von Geh.-Rat Dr. Müller, Berlin, Prof. Dr. Breit, Dresden, und Rechtsanwalt Dr. Stöck, Zwickau, vom gesetzmäßigen, zivilrechtlichen und strafrechtlichen Standpunkte beleuchtet. Abschließend behandelt Präsident Dr. de Guehery Tatabestandsaufnahmen und Prof. Wawrzyniof besondere Unfallursachen. Das Vorgetragene wurde ergänzt und bewiesen durch Erklärungen auf Exkursionen und bei praktischen Vorführungen im Laboratorium.

* „Die Ortsnamen Nassaus“. Etymologisches Wörterbuch der Orts-, Berg- und Flurnamen Nassaus, von Wilhelm Sturmfels. (Verlag von Wilhelm Sturmfels, Naffelsheim a. M.) Der Verfasser des Werkes ist der bekannte Heimats- und Ortsnamenforscher Wilhelm Sturmfels, der Herausgeber verschiedener etymologischer Werke. Vorliegende Ortsnamen geben in alphabetischer Ordnung eine Erklärung sämtlicher nassauischer Ortsnamen sowie der meisten Berg- und Flurnamen, im ganzen über 1400 Namen. Das Buch begnügt sich jedoch nicht mit der einfachen Deutung der Namen der Städte, Flecken, Dörfer, Höfe, Schlösser, Burgen usw. des Nassauer Landes, sondern es bringt auch die alten Namen der Orte sowie die genaue Etymologie, d. i. die Herleitung oder Abstammung dieser Namen; und zu dieser sprachlichen Erklärung ist überall die sachliche Begründung der Namensgebung hinzugefügt. Das Werk, das auf streng wissenschaftlicher Grundlage ruht, ist ein wertvoller Beitrag zur nassauischen Heimatkunde.

* „Kind und Straße“. Eine Verkehrsfibel für Klein und Groß. (Verlag Carl Schnell, München.) Das 100 Seiten starke Büchlein umfaßt alles, was unsere Schulanfänger vom modernen Verkehr wissen muß, die gefährlichen Kinderstraßen, die Grundsätze des Fußgängerverkehrs, des Fahrzeugverkehrs, die polizeiliche Verkehrsregelung, die Verkehrsschilder usw. Eine Reihe netter Gedichte bringen in die Darstellung des umfangreichen Stoffes, der eine erschöpfende Behandlung findet, wohlthuende Abwechslung. Die Unfallstatistiken aller Großstädte haben in den letzten Jahren eine erschreckende Zunahme der Unfälle gerade unter den Jugendlichen erkennen lassen. Es ist deshalb mehr denn je ein Gebot der Stunde, gerade bei der Jugend mit einem geeigneten Erziehungs- und Anschauungsmittel helfend einzugreifen. Gerade dazu erscheint uns das vorliegende Büchlein in hervorragender Weise geeignet. Wenn unsere Jugend frühzeitig mit all den Grundsätzen, die im heutigen Verkehr zu beachten sind, vertraut gemacht wird, wenn sie die Gefahren kennt und ihnen zu begegnen weiß, dann wird in Zukunft so mancher Unfall vermieden werden, nur dann werden die Verkehrsunfälle zahlenmäßig immer mehr zurückbleiben hinter dem anwachsenden Verkehr, statt mit ihm Schritt zu halten oder ihn gar zu überflügeln.